

Zeitschrift für Hallen-Wohn-Kultur

Hallenzine



Über die Wiederverwendung
von Baumaterialien,
Essen
und Wissen.

Was ist «Hallenleben»

An einer Versammlung der IG Hallenleben 2020 entstand eine stichwortartige Liste zur Frage «Was ist Hallenleben?». Hier sind ein paar Auszüge davon:

- Das Wichtigste ist nicht die Form einer Halle (also z.B. die Raumhöhe), sondern die selbstbestimmte Aneignung, die flexible Raumnutzung und die Orientierung an den Bedürfnissen aller Nutzer:innen.
- Bedürfnisse entstehen aus alltäglicher Notwendigkeit und daraus entsteht Raum.
- Leben als Kollektiv. Durch die unausweichliche, kollektive Auseinandersetzung mit dem geteilten Raum entsteht ein aktiver und wertvoller Prozess für alle Beteiligten.
- Eine beliebige Gruppe von Personen deckt ihre eigenen Bedürfnisse und erfindet dazu eine Raumstruktur.
- Selbstverwaltung und freie Raumnutzung zum Selbstzweck.

Projektförderung durch IG Hallenleben

Der Verein IG Hallenleben wurde als hallenübergreifendes Gefäss für Projekte, Vernetzung und Repräsentation am 21. Januar 2021 gegründet. Dies geschah als Folge des Erhalts einer Förderung durch das Projekt «Sprungbrett Wohnungsbau» der ProMiet AG. Aus der IG heraus hat sich eine Redaktion für das Zine gebildet. Mit dem erhaltenen Fördergeld können die ersten zwei Hallenzine Ausgaben finanziert werden. Für weitere Ausgaben werden neue Fördergelder beantragt. Die Zeitschrift richtet sich an Hallenlebende und andere Interessierte. Genossenschaften, Architekturbüros, Kollektive und Einzelpersonen können sich mit der Lektüre Wissen und Kontaktdaten aus erster Hand aneignen. Hallenlebenden soll die Zeitschrift Einblicke in andere Hallen und somit wertvolle Anregungen für den Alltag geben.

Wir möchten uns sehr herzlich bei der ProMiet AG für das Sponsoring dieses Zines sowie bei allen Menschen, die dabei mitgewirkt haben, danken: allen Personen, die Beiträge eingereicht haben, Pia Steidl für das Layout und das grafische Zusammenbringen, Ariane Rippstein und Rowena De Silwa für das Lektorat und Korrektorat und der Druckerei Ropress für den Druck.

Wir sind gespannt auf die weiteren Hallenzine Ausgaben!

Hallenzine Nr. 2

Dieses Heft liefert auf der Bildebene den Beweis dafür, dass die Wiederverwendung von Baumaterialien und Möbeln im Hallenwohnen gelebte Praxis ist. Zu sehen ist bunt zusammengewürfeltes, improvisiertes Wohnen in grossen Räumen. Die Einrichtung im Eigenausbau: ein selbst gebauter Esstisch umringt von allen möglichen Arten von Stühlen, verschiedenste verbaute «Vintage-Fenster», Bauholz in unterschiedlichen Farben bemalt und Sofas wie Badewannen aus anderen Zeiten. Die allgemein bekannten und neuen Reste-Rezepte sind ein Ergebnis und weiteres Zeugnis vom kollektiven Weiterverwenden im gemeinsamen Hallenwohnen. Ob alltäglicher Pragmatismus – «Geld Sparen» und «Das muss noch weg» – oder Ausdruck eines Lebensstils, die Gründe für das Wiederverwenden sind so unterschiedlich wie die Hallenbewohner:innen und die Hallenprojekte selbst.

Eine subtilere Lesart des Begriffs «Re-Use» wurde auch schon im ersten Hallenzine mit dem Thema «Iteration» angedeutet. Hier berichten Hallenbewohner:innen davon, wie Prozesse in ihren Projekten von der Wiederholung geprägt sind – dem «Immer-Wieder» oder «Nochmal», dem Weiterverwenden, Weiterbauen und Weiterentwickeln von bestehenden Ideen und Räumen.

Für das Funktionieren innerhalb der Gemeinschaft scheint Wiederverwenden eine essentielle Praxis zu sein, aber ob der Versuch eines nachhaltiger(en) Alltags auch darüber hinaus eine Wirkung hat, ist schwer zu sagen. Als spezielle Wohnform in einer sehr kleinen Nische stellt das Hallenwohnen in einer übergeordneten Ökobilanz wohl kaum eine signifikante Veränderung dar – aber ob das symbolische Wiederverwenden (Re-Use) und Zusammensetzen (Pesto) als Vorbild dienen kann, soll in diesem zweiten Hallenzine von den Autor:innen mit ihren positiven bis pessimistischen oder kritischen Stimmen beschrieben werden.

Viele Medien berichteten bereits über Hallenprojekte, stets aus einer bestimmten Perspektive und mit eigenen Absichten. Mit diesem Zine wollen wir unsere eigene Geschichte erzählen, welche kollektiv entsteht. Mit diesem Zine wollen wir uns eine eigene Stimme geben. Sie ist selbstorganisiert, vielfältig, widersprüchlich und hochmotiviert. Die Redaktion setzt sich aus aktuellen oder ehemaligen Hallennutzenden zusammen, die sich teilweise seit 2020 für die ebenfalls selbstorganisierte Interessensgemeinschaft Hallenleben engagieren. Seit dem 21. Januar 2021 ist die IG als Verein organisiert und versteht sich als Plattform für Hallenthemen. Mit der IG und dem Zine soll die Idee vom Hallenleben weiter verbreitet und für motivierte Menschen zugänglicher gemacht werden. Sowohl die IG als auch das Zine verstehen sich als eine Plattform für Austausch und Vernetzung unter den Hallen, aber auch mit der Öffentlichkeit. Viele Hallenprojekte bewegen sich in einem rechtlichen Graubereich und können deshalb nur erschwert an einem öffentlichen Diskurs teilnehmen, das Zine soll also auch eine Brücke zur öffentlichen Debatte sein.

6

Guide to use, to re-use, to develop, to ditch

8

Miteinander leben – voneinander lernen

10

Reuse Supports Infills:

Hallenwohnen – Recourses – Interior Fit-outs

12

Der unbenannte Raum –

Beobachtungen aus dem alltäglichen

14

Gemeinsam gestalten und wohnen: drei Perspektiven
auf Wohnkonzepte mit Selbstausbau und Gemeinschaft

18

Turmhaus an der Industriestrasse

22

Hall as a Whole

26

Action direct

28

Re-Use reicht nicht

30

The best of the rest – ziemlich gute Reste-Rezepte

Guide to use, to re-use, to develop, to ditch

Hallen sind Experimentierfelder. Mit gewöhnlichen Strategien kommen die meisten Menschen schnell an ihre Grenzen. Gartenzäune, Kommunikation über Anwälte oder *ich kann hier machen was ich möchte*. Hallen brauchen Pesto – neue Rezepte, kreativ und intuitiv kochen und Raum zum Scheitern und Entwickeln.

Machen wir alles neu? Nein, wir recyceln bestehende Ideen, kombinieren sie neu, zapfen bestehendes Wissen an: Re-Use!

Ich zeige euch hier Landkarten zum Thema Gemeinschaft, die mir dabei helfen zu unterscheiden, zu differenzieren und Bestehendes mit frischem Blick zu betrachten. Die Landkarten sind neu, die Inhalte nicht. Diese stammen aus eigenen Erfahrungen, Gesprächen und Kursen.

Viel Spass!

Michael

3 Arten des Gewinnens

ich gewinne – du verlierst

win-win oder lose-lose

Gewinnen geschieht

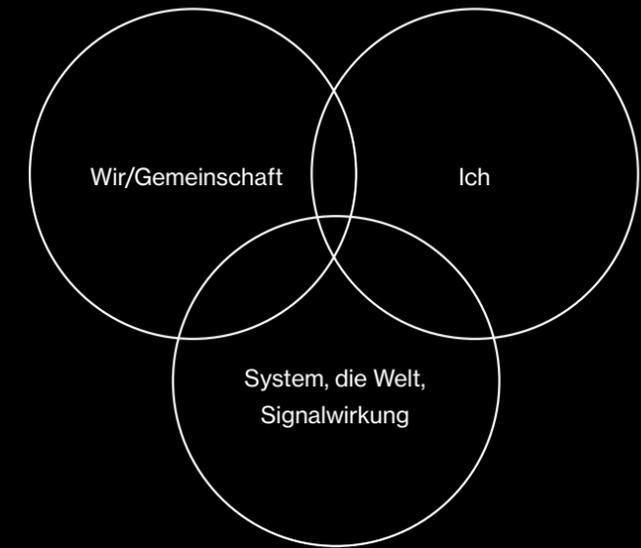
«Ich gewinne – du verlierst» bedeutet, dass man sich selbst zum Massstab nimmt und Entscheidungen trifft, die ausschliesslich zum eigenen Vorteil sind, wobei andere bewusst benachteiligt werden.

Im Gegensatz dazu werden bei «win-win» die Interessen aller Beteiligten berücksichtigt. Dennoch bleibt ein Vergleich bestehen: Bekomme ich genauso viel wie die anderen? Auf globaler Ebene führt auch "win-win" oft zu Verlierer:innen, da nur profitiert, wer auch an der Entscheidung beteiligt ist.

«Gewinnen geschieht» bricht mit traditionellen Vorstellungen von Erfolg. Es geht nicht um Wettkampf oder Angst vor Verlust, sondern um eine offene Haltung, Vertrauen und Handeln aus dem Bauchgefühl. Es geht um Geben und Nehmen ohne Bedingungen.

powered by Possibility Management

Vision



Für Vision und Veränderung gibt es 3 Ebenen: intrapersonell (ich), intropersonell (wir) und das gesamte System.

Welche Ebenen beziehst du in deine oder eure Vision ein?

Landkarten



Welche Landkarte ist dir gerade dienlich, die alte, die neue oder die nächste?

Welche Landkarte verwende ich gerade? Ist es die richtige für dieses Projekt, für diese Entscheidung?
Was möchte ich, was möchten wir, was möchte die Welt?

Inspiration und Quellen



Ich habe herausgefunden, wie man am besten lebt, zusammenlebt, therapiert, etc. Alle anderen Methoden sind schlecht. Nur ich weiss, wie das geht. Meine Methode ist total neu und einzigartig.

Ich lerne von anderen und lasse das in mein Leben und Handeln einfließen. Ich kenne und nenne meine Quellen und Lehrer:innen. Ich kenne die Grenzen meiner Methoden.

Welche Landkarte fehlt?
Male eigene Landkarten!



Wir prägen unsere Umwelt, und unsere Umwelt prägt uns. Im dichten Zusammenleben der Halle befinden wir uns im ständigen Austausch, beeinflussen uns gegenseitig und lernen gemeinschaftlich voneinander. So wachsen wir miteinander und aneinander, während wir unseren stetig grösser werdenden Wissens- und Erfahrungsschatz aus der Gemeinschaft hinaus in die Welt tragen.

Miteinander leben, voneinander lernen

Radikale Offenheit bringt ständigen Austausch

Der Reiz des Hallenwohnens liegt in seiner radikalen Offenheit. Gemeinschaftliche Wohn-, Koch- und Arbeitsbereiche, umgeben von kleinen, semipermeablen privaten Rückzugsorten, sorgen dafür, dass sich das Leben im Mikrokosmos der Halle oft im Spannungsfeld zwischen öffentlich und privat abspielt. Die Raumgestaltung führt dazu, dass wir – beabsichtigt oder nicht – ständig im Austausch stehen mit den Menschen, die mit uns in der Halle sind.

Schule des Alltags: Hard Skills

Durch unsere alltäglichen, handfesten Tätigkeiten findet ganz beiläufig ein ständiger Wissensaustausch statt. Beim Kochen beispielsweise helfen die einen mit, lernen dabei durch praktische Erfahrung oder bringen ihr eigenes Wissen ein. Manche beobachten interessiert, fragen nach, oder lassen sich im Stillen inspirieren. So wandern Rezeptideen von einer Person zur nächsten, werden variiert und adaptiert, bis das ursprüngliche Gericht in neuer Form bald wieder auf dem Tisch steht.

Aber auch bei anderen alltäglichen Herausforderungen und Aufgaben lernen wir stetig voneinander. Wer kennt die besten Putztechniken, Hilfs- und Hausmittel? Und wer die effizientesten Planungs- und Organisationsmethoden? Wer weiss, wie man etwas repariert, baut, näht, oder wo man etwas findet? Wir erfahren, tauschen aus, probieren und passen an: ein ständiges Lernen und Wiederverwenden von praktischem Wissen.

Schule des Miteinanders: Soft Skills

Aber nicht nur praktische Fähigkeiten lernen wir voneinander. Auch die zwischenmenschlichen Beziehungen, die wir in der Halle als Mitbewohnende zueinander pflegen, prägen uns und die Menschen um uns herum.

Täglich beobachten und erleben wir das bunte Potpourri der Persönlichkeiten unserer Mitbewohnenden, ihre Werte, Denk- und Verhaltensweisen. Wir reflektieren sie, übernehmen Teile davon, wenn sie uns sinnvoll erscheinen, oder entscheiden uns bewusst, uns davon abzugrenzen.

Auch Beziehungsformen, Kindererziehungsmethoden, Konfliktlösungsstrategien, der alltägliche Umgang miteinander und alle anderen Beziehungshandlungen – all das, was in klassischen Wohnformen oft im Privaten verborgen bleiben, wird hier sicht- und erlebbar. Wir beeinflussen einander allein dadurch, dass wir sind, wer wir sind.

Intensiver noch als dieses Lernen aus Beobachtung ist aber vermutlich das Lernen aus unseren direkten Verbindungen zueinander, dem persönlichen Umgang, sowohl individuell als auch in der Gruppe. Wie in jeder gelungenen Beziehung lernen wir auch in einer funktionierenden Hallengemeinschaft, was ein zufriedenes Zusammensein ausmacht, indem wir gemeinsam aushandeln, was das eigentlich bedeutet. Das gelegentliche Verlassen der eigenen Komfortzone ist auch hier unvermeidlich. Diskussionen und gemeinsame Entscheidungen fordern uns heraus, führen zu neuen Perspektiven und ermöglichen es uns, unsere eigenen Grenzen neu abzustecken oder bestenfalls zu erweitern. Solche Prozesse fördern nicht nur das individuelle Wachstum, sondern stärken auch das kollektive Verständnis und die Gemeinschaft. Strategien der friedlichen Konfliktlösung wie aktives Zuhören, Kompromissfindung oder respektvoller Umgang miteinander werden erlernt, erprobt, abgewandelt, angewandt und schliesslich auch in andere Lebensbereiche übertragen.

Strategien für ein neues Zusammenleben

Hallenwohnen kann mehr als das grosszügige Teilen von Raum und Ressourcen sein: Es ist eine gelebte Vision davon, wie wir zwischenmenschliche Beziehungen und das Leben in Gemeinschaft grundsätzlich verstehen und gestalten wollen. In einer Welt, die von Individualismus und Anonymität geprägt ist, hat diese Form des Zusammenlebens das Potenzial, uns als Individuen zu formen – und so im Endeffekt auch auf das Zusammenleben insgesamt zu wirken. In den täglichen Interaktionen, im gegenseitigen Lernen und im gemeinsamen Wachsen entstehen grundlegende Werte eines Miteinanders. Solidarität, Respekt und Gemeinschaftssinn sind essentiell für eine pluralistische Gesellschaft, die auf gegenseitigem Verständnis und gemeinsamer Verantwortung aufbaut.

Reuse Supports Infills: Hallenwohnen Resources Interior Fit-outs



Repurposing building components, materials, and even unused space has socio-economic benefits and environmental repercussions. Ongoing conversations within and across Hallenwohnen communities indicate that reusing materials and domestic space has implications for the past, present, and future. As part of this conscious effort, this inquiry questions whether Hallenwohnen can serve as a culturally significant artefact capable of functioning within these current economic, social, and environmental conditions. To understand this, the potential synergy of Hallenwohnen and the reuse of internal fit-outs is approached from the perspective of the *Supports/Infills* theory.

The *Supports/Infills* theory is seen as a breakthrough in architectural practice proposed by the Dutch architect N. John Habraken (1928–2023) in his book, *Supports: an Alternative to Mass Housing* (1962). The conventional use of housing is challenged by Habraken's concept of "supports" and "infills". In his book, Habraken criticises mass housing, arguing that it reduces the dwelling to a consumer object and the dweller to a consumer. He argues for an alternative by which the resident is given control over the home environment to ensure the changing demands of the inhabitant are met over the lifetime of the building. The "dwelling should enable us to perform certain actions ourselves" to become empowered toward "new social relations, new dwelling forms, [and] new cities" (Habraken, 1972: 17 & 75). According to Habraken, the basic principles involve a structure of "supports" and "infills". The "supports", such as floors, structural walls, facades, roofs, energy and water infrastructure, provide the essential permanent base, while the "infills" are neutral, adaptable, and determined by the users.



In practical terms, reusing involves closing material loops to establish efficient resource flows and to keep objects and infrastructure fit for purpose for as long as possible. In considering the potential of the *Supports/Infills* theory, we should challenge the idea of normative dwelling thinking, opening up the possibility of dynamic processes of habitation. While "infills" are user-determined, the concept promotes the (re)usage of used materials such as cupboards, kitchen utensils, bathroom components, beds, windows, doors, and the spatial order (*bae volumized*) for interior fit-outs.

What evidence supports the idea that Hallenwohnen functions as a space for harvesting and reusing components, materials, and elements? Why is the process of reusing materials enabled in Hallenwohnen? How does Hallenwohnen provide the ground for the fit-outs of occupants? How is the reusability of space activated in Hallenwohnen? How are the occupant's needs facilitated by the spatial configuration of the living space in

Hallenwohnen? In answering these questions, the perception of Hallenwohnen's inhabitants may be subjective and influenced by their practical knowledge, shaped by their individually and collectively driven strategies. Over time, however, these ideas can travel from one project to another through either organic or facilitated exchanges among the residents of Hallenwohnen and beyond, reaching other housing initiatives.

Reference:

Habraken, N., J. (1972), *Supports: an Alternative to Mass Housing*, Architectural Press, London.



Es gibt ihn, diesen Raum dazwischen, diesen unbenannten Raum, dieses Loch, diese Leere, die da ist. In Plänen versteckt er sich manchmal hinter Begriffen wie Verkehrsflächen, Brachen, Leerflächen, Freiraum oder Unraum. Dabei ist er doch häufig eine manifestierte Frage an alle, die an ihm vorbeigehen: Brauchst du mich?

Dieser Raum, den keiner will, verschwindet zunehmend – sei es im Wohnlichen, im Städtischen oder im Landschaftlichen. Doch in diesem Text geht es ausschliesslich um das Wohnliche, speziell innerhalb des Hallenwohnens. Einfach darum, weil es, wie es mir scheint, einer der wenigen Orte ist, an denen dieses Phänomen des unbenannten Raumes besonders lebhaft praktiziert und schnelllebig transformiert wird. Vermutlich liegt das daran, dass hier ein gesunder Grad an Privatisierung des Raumes und eine Kultur der temporären Raum-

aneignung existieren. Nicht zuletzt, weil viele Beleber:innen einer Halle in einem täglichen Austausch mit dem Raum stehen und versuchen, diesen nach ihren Bedürfnissen zu gestalten.

Was sehr häufig beobachtet werden kann, sind Wogen – Wellen von auf und ab von Material, das hin- und herschwappt in diesem von Privatflächen gesäumten Meer des Unbenannten – Material, das sich verschiebt, verschwemmt und an neuen Raumecken brandet. Und darauf folgt dieser Moment des Neuen, der Moment des AHAs, der vielen AHAs, wenn ein Teil des unbenannten Raumes geräumt wird, befreit, weil ein Wochenende lang ein Sofa, eine Bildauslegung, eine Bühne auf ihm steht, oder gar für ein halbes Jahr ein Zimmer auf ihn gerollt wird. Und manchmal befreit sich der Raum, einfach weil er sein darf. Auf dass er bald wieder vergessen wird, Moment für Moment.



© Murat Temel

Gemeinsam gestalten und wohnen: drei Perspektiven auf Wohnkonzepte mit Selbstausbau und Gemeinschaft



© Nicola Hilti

Drei neue Wohnkonzepte im genossenschaftlichen Kontext

«Das verrückte Wohnexperiment kann beginnen», so titelte die Schweizer Tageszeitung Tages-Anzeiger am 3. Februar 2021. Anlass zum Artikel war der Einzug der Bewohner:innen in die vier Hallen des Zollhauses in Zürich, dem jüngsten Projekt der Genossenschaft Kalkbreite. Parallel zum *Hallenwohnen* im Zollhaus realisierte die Genossenschaft Warmbächli in Bern in der neu entstehenden Siedlung Holliger das Wohnkonzept *Selbstausbau loft* als Teil des Projekts Holligerhof 8. In Zürich wird zudem in den kommenden Jahren das *Rohbaueinheiten zur Wohn- und Ateliernutzung* umgesetzt, integriert in das Projekt Koch der Genossenschaft Kraftwerk1.

Die drei Genossenschaften setzen diese Wohnkonzepte jeweils im Rahmen grösserer Siedlungen um, welche insgesamt vielfältige Wohnkonzepte und Nutzungen umfassen. Die Wohnkonzepte *Hallenwohnen*, *Selbstausbau loft* und *Rohbaueinheiten zur Wohn- und Ateliernutzung* werden auch als innovative Beiträge zum Wohnungsangebot, zum Quartier sowie zur Stadt verstanden. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Vertreter:innen – hier die Genossenschaften, Bewohner:innen und Architekt:innen – jeweils spezifische Vorstellungen von Selbstausbau von Wohnraum sowie von Gemeinschaftswohnen mitbringen, und damit die Grenzen des baulich, rechtlich und sozial Machbaren ausloten. Im gemeinsamen Selbstausbau verbinden die Bewohner:innen Bestehendes mit Neuem, sei es in Bezug auf die Verwendung von Materialien oder auf das Zusammenleben und -wohnen.

Vielfältiges Zusammenspiel

Hier setzt unsere Studie «Von Wohnkonzepten lernen, die Elemente von Selbstausbau und Gemeinschaft verbinden» an, welche wir im Oktober 2024 nach zweieinhalbjähriger Laufzeit abgeschlossen haben: In der Studie sind wir der Frage nachgegangen, was von diesen drei erwähnten Wohnkonzepten gelernt werden kann, bezogen auf die Entwicklung und Planung, die Umsetzung sowie den Betrieb und das Wohnen. Antworten darauf haben wir mit unterschiedlichen Methoden und aus unterschiedlichen Perspektiven gefunden, darunter in Interviews mit Genossenschaftsvertreter:innen, Bewohner:innen und Architekt:innen.

Im Folgenden geben wir einen Einblick in diese drei Perspektiven und richten ein besonderes Augenmerk auf das spezifische Zusammenspiel von Selbstausbau und Gemeinschaft, das in allen drei untersuchten Wohnkonzepten in unterschiedlicher Weise zum Tragen kommt. Während bei den Konzepten *Hallenwohnen* sowie *Selbstausbau loft* das Selbermachen Hand in Hand geht mit dem Ziel,

gemeinschaftlich zu wohnen (und vielfach auch zu arbeiten), steht beim Konzept *Rohbaueinheiten zur Wohn- und Ateliernutzung* zunächst der Selbstausbau im Vordergrund. Je nach Auswahl der Bewohner:innen – die noch aussteht – kann sich dies jedoch noch ändern. Für nachfolgende Ausführungen greifen wir vor allem auf unsere Untersuchung der bereits bewohnten Einheiten zurück – vier im Zollhaus sowie eine im Holligerhof 8.

Die Genossenschaftsvertreter:innen

Aus Sicht der Genossenschaftsvertreter:innen sind die Wohnkonzepte politisch, rechtlich, finanziell, baulich-planerisch und sozial(-räumlich) komplex und anspruchsvoll. Für die Umsetzung solcher Wohnkonzepte mit Selbstausbau und Gemeinschaft ist dementsprechend vor allem eines notwendig: ein konsequenter Wille zum Experiment.

Es gilt, die «Grenzen der Innovationsfähigkeit auszutesten», wie der Vertreter einer Genossenschaft es ausdrückt. Dies etwa, indem (bau-)rechtliches Neuland betreten und (bau-)rechtliche Grauzonen ausgelotet und dabei kreative und praktikable Lösungen gefunden werden. Es braucht Mut zum finanziellen Risiko und die Bereitschaft, viel Zeit zu investieren, nicht zuletzt in die partizipativen Prozesse mit den (zukünftigen) Bewohner:innen. Die Genossenschaften müssen zudem bereit sein, gewisse Steuerungsprinzipien zeitweise zurückzustellen: soziale Durchmischung, Inklusion, gängige Vermietungspraxis, Leistbarkeit und Skalierbarkeit können bei diesen Wohnkonzepten nur bedingt gewährleistet werden.

Die anspruchsvolle Umsetzung des Selbstaubaus wird durch ein passendes Regelwerk und die fachliche Beratung der Bewohner:innen seitens der Genossenschaft unterstützt. Auch das Zusammenleben ist anforderungsreich, sodass die Genossenschaften ebenfalls gefragt sind – etwa bei Konflikten oder wenn die gemeinschaftliche Orientierung in der baulichen Umsetzungsphase eher nach innen als nach aussen, also auf die Siedlung und das Quartier, gerichtet ist.

Die Bewohner:innen

Die Bewohner:innen setzen die untersuchten Wohnkonzepte ganz verschieden um: Die Wohnflächen der vier Wohneinheiten im Zollhaus und im Holligerhof 8 variieren zwischen etwa 34m² und 280m², die Anzahl der Bewohner:innen reicht von einer bis achtzehn Personen, sie sind zum Befragungszeitpunkt zwischen drei und 58 Jahre alt. Entsprechend unterschiedlich sind die Zusammensetzungen der Haushalte. Vielfältig sind auch die zeitlichen Perspektiven: Für die einen ist es ein langfristiges Einrichten, für die anderen eine klar begrenzte Lebensphase.

Trotz dieser Vielfalt zeigt sich eine relative milieubezogene Homogenität: Die Bewohner:innen sind eher ressourcenstark, das heisst sie sind finanziell so ausgestattet und ideell so ausgerichtet, dass sie die Zeit für den Selbstausbau und die sozialen Prozesse investieren können und wollen. Ausserdem haben sie die Möglichkeit, auf soziale Beziehungen und soziale Kompetenzen zurückzugreifen: Sie haben zum Beispiel einen Architekten, eine Gipserin und einen Elektriker im Freundeskreis, die – auch aus Neugierde – gerne mithelfen. Oder sie kennen Personen, die ihnen bei der Materialbeschaffung helfen. Einige Bewohner:innen haben Erfahrungen mit kollektiven oder minimalistischen Wohnweisen. Andere haben bereits komplexe Projekte wie beispielsweise einen Kinder-Mitmach-Zirkus umgesetzt.

Die Beweggründe für solche Wohnformen sind breit: Die Genossenschaften haben laut Aussage eines Bewohners eine «soziale Anziehungskraft»; es ist reizvoll, in diesem Kontext Gemeinschaft zu leben und mitzugestalten. Wenn dies auch baulich möglich ist, umso besser: Der Selbstausbau ist eine «Spielemöglichkeit», ein persönlicher Erfahrungs-, Entwicklungs- und Lernraum, ein (politisches) Experimentierfeld und ein «Gesamtlebenskonzept» jenseits von Konventionen – auch und gerade in Kombination mit Gemeinschaft. Anders als bei halblegalen (Zwischen-)Nutzungen von Gewerberäumlichkeiten ist zudem mit der genossenschaftlichen Umsetzung die Möglichkeit zur zivilrechtlichen Anmeldung gegeben. Dies ist etwa für Familien mit Kindern bedeutsam, da eine zivilrechtliche Meldeadresse Voraussetzung für den Schulbesuch ist. Auch fehlende Alternativen auf dem Wohnungsmarkt sind ein Beweggrund, denn ausreichende passende Angebote für Gross-Wohngemeinschaften oder Patchwork-Familien sind kaum vorhanden.

Und so steht für die einen der Selbstausbau im Vordergrund und für die anderen das gemeinschaftliche Miteinander – oftmals aber auch beides. Das Zusammenspiel von Selbstausbau und Gemeinschaft erleben die Bewohner:innen als herausfordernd, aber auch als stärkend. Sie bewegen sich in einem Spannungsfeld von Individualismus und Kollektivismus, welches stetig ausgehandelt und austariert werden muss.

Für den Selbstausbau gelten spezifische Rahmenbedingungen, zum Beispiel baurechtliche und genossenschaftliche. Je nach Vorwissen, Erfahrungen und Vorstellungen werden diese als ermöglichend oder begrenzend empfunden.

Vor diesem Hintergrund werden die Wohnkonzepte abgestuft umgesetzt: vom eigenständigen Bauen über Selbstbau mit professioneller Unterstützung bis hin zur Selbstplanung, die professionell umgesetzt wird, finden sich alle Varianten. Es kommen wiederverwendete ebenso wie neue Materialien zum Einsatz. Manche Elemente werden fest verbaut, andere sind mobil und flexibel.

Der Selbstausbau steht in der Umsetzungsphase im Mittelpunkt; später wird das gemeinschaftliche Zusammenleben wichtiger – auch wenn die Wohneinheiten in manchen Fällen nie so richtig fertig gebaut sind. Dann gilt es, nach der euphorischen und enthusiastischen Anfangsphase gemeinsam den Weg in den gelebten Alltag zu finden, was die Bewohner:innen bisweilen herausfordert.

Die Architekt:innen

Die Rolle der Architekt:innen der Zürcher Büros Enzmann Fischer (Zollhaus), BHSF Architekten (Holligerhof 8) und Studio Trachsler Hoffmann (Projekt Koch) ist in mehrfacher Hinsicht besonders: Einerseits treten sie als Fachpersonen in den Hintergrund und überlassen das Feld des Planens und Bauens ein Stück weit den Bewohner:innen. Andererseits wird ihnen aber auch einiges abverlangt, was ihr Selbstverständnis als Architekt:innen betrifft.

Aus Sicht der Architekt:innen sind die untersuchten Wohnkonzepte zunächst immer Teil eines grösseren Ganzen, und insofern von untergeordneter Bedeutung, zumal sie vergleichsweise einfach zu realisieren sind. Gemäss Vorgabe der Genossenschaften müssen die Architekt:innen einen «Plan B» vorsehen, also eine potentielle Anpassung der Einheiten an konventionellere Wohnformen. Gleichzeitig lassen sie sich auch auf einen iterativen und partizipativen Prozess ein. Dies ist in einem überschaubaren Rahmen machbar und wichtig für sie, um ein Gespür für das ganze Vorhaben und die anderen Beteiligten zu entwickeln. Die Arbeit der Architekt:innen wird wesentlich erleichtert, wenn es auf Seiten der Genossenschaft eine erfahrene Koordinationsperson als fachkundiges Gegenüber gibt. Denn auch sie betreten hier Neuland: Sie mussten die künftigen Bewohner:innen als Selbstausbauende mitdenken, und dafür gibt es kaum Referenzen.

Hilfreich ist zudem ein spezifisches Selbstverständnis: Es sei wichtig, dass man als Architekt:innen bei solchen Wohnkonzepten offen und reflektiert bleibe, dass man gut zuhören und sich auch zurücknehmen könne, hören wir von einem befragten

Architekten. Ausserdem müsse man verstehen, dass für die Planung die «Bewohner:innen genauso wichtig wie das Haus» sind und neugierig bleiben «auf das Unbekannte» – auf das, was die Bewohner:innen aus den rohen Räumen machen.

Die Architekt:innen verstehen Architektur als Forschungsprozess, bei dem «Wohnkonventionen verlassen» werden und der «keine Patentlösungen» bereithält. In diesem Sinne sind sie in besonderem Ausmass bereit, das Ungeplante einzuplanen und zuzulassen. Das bedeutet auch, Kontrolle und Gestaltungshoheit abzugeben. Folglich ist den Architekt:innen auch sehr bewusst, dass «Gemeinschaft nicht durch Planung bestimmbar ist», sondern über das Gebaute lediglich gefördert werden kann, zum Beispiel über Elemente, die Begegnung ebenso wie Rückzug ermöglichen.

Zukunft in Nischen

Insgesamt zeigt das Forschungsprojekt: Es gibt Menschen mit dem Bedürfnis nach solchen Wohnkonzepten – und experimentierfreudige Genossenschaften sowie Architekt:innen, welche die Umsetzung wagen. In der untersuchten Form werden solche Konzepte aber eher eine Nische bleiben, da sie für alle Beteiligten hohe Anforderungen mit sich bringen.

Ein grösseres Potenzial sehen wir darin, dass Aspekte des (gemeinschaftlichen) Selbstausbaus auf andere Wohnungstypen oder Zielgruppen übertragen werden können. So könnten Wohnräume flexibler an sich verändernde Bedürfnisse angepasst werden, zum Beispiel wenn sich Familienkonstellationen verändern oder wenn sich der gegenwärtige Trend zu Kleinwohnungen wieder umkehrt. Die ausgeprägte Möglichkeit zur Selbstgestaltung könnte auch Personen mit dem Wunsch nach einem Eigenheim ansprechen.

Förderlich für das Weiterdenken und -entwickeln solcher Wohnkonzepte ist zudem das aktuelle diskursive Feld rund um Bauen im Bestand versus Neubau. Hierzu werden im Kontext der Nachhaltigkeit gerade lebhaft öffentliche und fachliche Debatten geführt. Damit verbunden ist die Frage, ob sich diese Konzepte für Altbauten und Neubauten gleichermaßen eignen – unsere Studie zeigt, dass beide Varianten existieren. Interessant könnte der (gemeinschaftliche) Selbstausbau – unter den entsprechenden rechtlichen Voraussetzungen – auch für Zwischennutzungen oder die Umnutzung von Gewerbebauten sein.

Derzeit leisten Wohnkonzepte wie *Hallenwohnen*, *Selbstausbau* und *Rohbaueinheiten zur Wohn- und Ateliernutzung* einen wertvollen Beitrag zur Diversifizierung und Bedürfnisorientierung des Angebots auf dem Schweizer Wohnungsmarkt. Inwiefern sie tatsächlich einen relevanten Beitrag zum leistbaren und ressourcensparenden Wohnen darstellen, bleibt allerdings abzuwarten. Ihr Platz als innovationsfördernde Nische und Experimentierfeld dagegen scheint unbestritten. Und insofern lohnt es sich aus unserer Sicht, weiter mit diesen Konzepten zu experimentieren – in der Praxis ebenso wie in der Forschung.



Link zum Forschungsprojekt:
ost.ch/de/projekt/hallenwohnen-wohnen-im-rohbau-und-selbstausbauoft-neue-wohnkonzepte-mit-elementen-von-gemeinschaft-und-selbstbau-1359





© Jana Sigmund

Turmhaus an der Industrie- strasse

Interview mit Pascal Hofer, Präsident der GWI Luzern
(Gemeinnützige Wohnbaugenossenschaft Industriestrasse)

Was ist die GWI Luzern?

GWI steht für «Gemeinnützige Wohnbaugenossenschaft Industriestrasse».

Das Areal Industriestrasse ist seit Jahrzehnten ein lebendiger Mikrokosmos. Das Nebeneinander von Wohnen, Kultur und Arbeiten ist einzigartig in der Stadt und den dort ansässigen Menschen Inspirationsquelle für ihr kreatives Schaffen. Es ist ein bunter und kreativer Ort, der sich durch ein engagiertes Umfeld auszeichnet.

Die Stadt Luzern wollte das ein Hektar grosse Grundstück an der Industriestrasse verkaufen und lancierte dazu einen Investorenwettbewerb.

Um den Verkauf an den Meistbietenden zu verhindern, organisierten sich die dort ansässigen Menschen als IG Industriestrasse und lancierten eine städtische Initiative. Die Initiative wurde 2012 vom Stadtluzerner Stimmvolk mit einer grossen Mehrheit angenommen und die Stadt Luzern musste das Areal einem gemeinnützigen Wohnbauträger im Baurecht abgeben.

Aus dieser Initiative «Ja zu einer lebendigen Industriestrasse» ist die Gemeinnützige Wohnbaugenossenschaft Industriestrasse (GWI) entstanden. Gemeinsam mit vier weiteren Luzerner Wohnbaugenossenschaften gründeten wir die Kooperation Industriestrasse und realisieren nun das Projekt Industriestrasse.

Aus welchem Grund möchtet ihr «Hallenwohnen» anbieten?

Die Idee kommt ursprünglich aus einem der Gebäude auf dem Areal: dem ehemaligen Käselager. Im ersten Obergeschoss entstand durch den Zusammenschluss von vier Wohnungen und geringen baulichen Veränderungen eine Gross-WG, deren Bewohner:innen grossen Wert auf den Selbstbau legten. Mit der Zeit wurde auch das hohe Dachgeschoss von den Bewohner:innen ausgebaut. In diesem Dachgeschoss sahen wir die Möglichkeit, Hallenwohnungen zu realisieren. Eine weitere Idee war, die Sanierung des Käselagers mit den Bewohner:innen gemeinsam umzusetzen. Leider konnte die Zusammenarbeit aus Ressourcengründen nicht weitergeführt werden. Und so entschied sich die GWI für einen Ausbau des Dachgeschosses als Grosswohnung und für die Sanierung des ersten Obergeschosses.

Da wir das Hallenwohnen als lustvolles Wohnen mit viel Autonomie betrachten, haben wir beschlossen, dies im «Turmhaus» neben den Bestandsbauten zu realisieren.

Wie sehen diese neuen Hallen aus?

Es entstehen vier übereinander gestapelte Einheiten mit einer Grundfläche von je 82 m² und einer Raumhöhe von knapp fünf Metern, im EG für Gewerbe und in den Obergeschossen fürs Wohnen. Wir werden die Hallen im Vermietungssystem «Rohbau» anbieten, ähnlich wie bei Gewerberäumen.

Vorgegeben sind lediglich die Nasszellen mit Toilette und Dusche sowie die angrenzende und bereits ausgebaute Küchenzeile. Die Nutzer:innen haben die Möglichkeit, die Hallen nach ihren Bedürfnissen auszubauen und zu gestalten. Wenn sich etwas an ihrer Lebenssituation oder ihren Bedürfnissen verändert, können sie den Raum eigenständig anpassen. Da die Hallen zu einem Turm aufeinander gestapelt werden – jede Einheit hat einen vierseitigen Fassadenanschluss und die doppelte Raumhöhe – können zusätzliche Böden eingebaut und die Nutzfläche somit vergrössert werden.

Eine Herausforderung bleibt der Mieter:innenwechsel: Die GWI will nicht auf ihrem Recht beharren, wonach alle Ausbauten entfernt werden müssen. Es stellt sich aber die Frage, wer entscheidet, was «gut gebaut» ist und im Anschluss von den neuen Mieter:innen übernommen werden kann. Wir möchten als Genossenschaft also einen Weg finden, den Ausbau nachhaltig zu unterstützen, sodass er auch über Mieter:innenwechsel hinaus bestehen bleiben kann.

Woher kommt euer Wissen?

Aus eigenen Erfahrungen und basierend auf den Bedürfnissen, die von den Bewohner:innen des Käselagers geäussert wurden. Die GWI ist auch im Austausch mit anderen Genossenschaften wie Kalkbreite und Warmbächli, um von deren Prozessen zu lernen.

Soll das Hallenwohnen auch einen öffentlichen Charakter im Quartier haben?

Das steht und fällt mit den Bewohner:innen. Natürlich würden wir uns darüber freuen, aber wir möchten von

einer Erwartungshaltung absehen. Es wäre schön, wenn das Projekt eine Vorbildfunktion übernehmen könnte. Diese Wohnform könnte eine Antwort sein auf den Leerstand von Büroflächen und Industriehallen. Wenn der Selbstausbau bei den Neubauhallen funktioniert, dann sollte das auch bei einem Umbau von Büroräumlichkeiten der Fall sein.

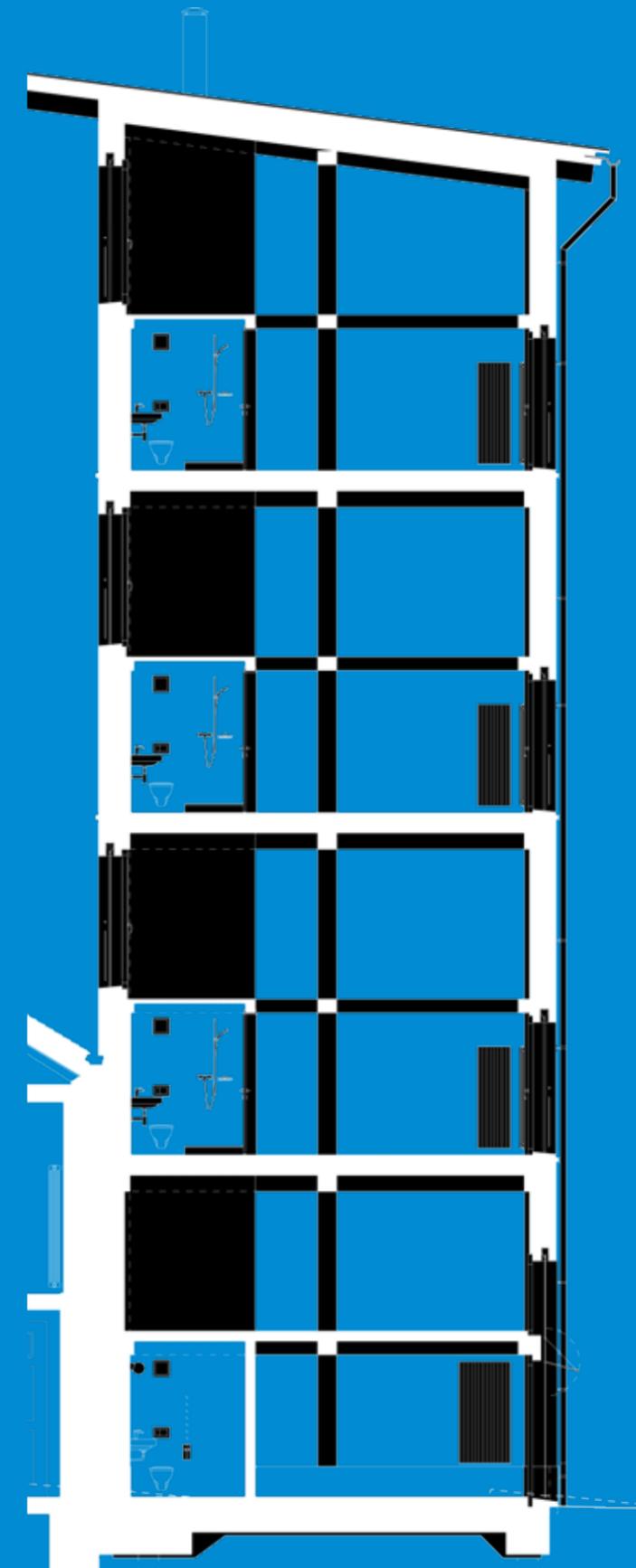
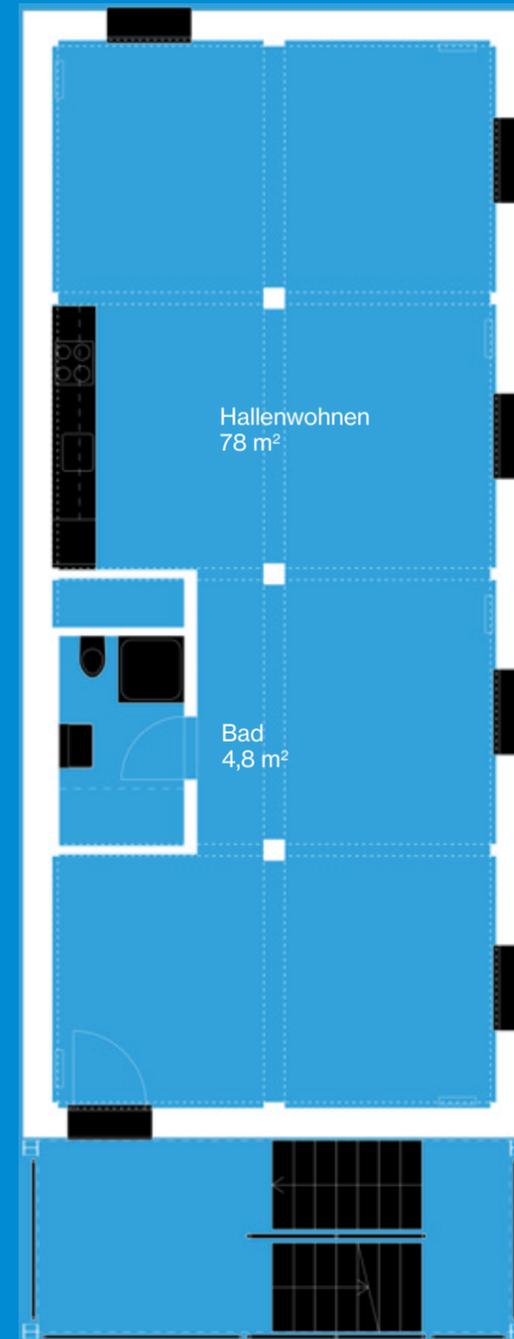
Wie möchtet ihr als Genossenschaft die neuen Hallenbewohner:innen unterstützen?

Uns ist klar, dass nicht jede:r über die nötigen Ressourcen wie Zeit, handwerkliche Fähigkeiten oder Budget verfügt, um den hohen Anforderungen dieser Wohnform gerecht zu werden. Deshalb möchte die GWI durch Beratungen zu den Ausbaumöglichkeiten Unterstützung bieten und ein Handwerksnetzwerk aufbauen, welches die künftigen Bewohner:innen tatkräftig unterstützen kann.

Wo steht ihr aktuell im Prozess?

Die Planungsphase ist abgeschlossen und die Bauphase hat bereits begonnen. Voraussichtlich ab Januar 2026 sind die ersten Wohneinheiten auf dem Areal bezugsbereit und bis dahin diskutieren wir in verschiedenen Sessions mit interessierten Menschen über die Gross- und Hallenwohnungen. Diese Treffen stehen allen Interessierten, auch Nicht-Mitgliedern, offen. Die Termine werden laufend auf unserer Homepage publiziert.

Weitere Infos: gwi-luzern.ch



Hall as a Whole

“The Atelarium association is seeking new members for their collaborative studio space in a former spinning mill factory. We offer workshops focused on community building, space design, and infrastructure development, and we are looking for creative, community-oriented individuals to join their self-governing “living and working” projects. Available options include renting a personal space, using a shared workstation, or occasionally accessing common areas. The space features high ceilings, large common rooms, and is part of the Stadtufer cooperative, which hosts various workshops and artist studios.

Members of the collaborative studio space have the opportunity to participate in regular meetings to discuss and make decisions about the space, ensuring that everyone's needs and ideas are taken into consideration. The community atmosphere fosters collaboration and inspiration among members, creating a dynamic and supportive environment for artists and creators to flourish. With access to a range of resources and facilities, members can focus on their creative projects while also contributing to the growth and development of the space as a whole.”

This open call was posted on social media to invite people to join our association. We are renting a hall with an open-room plan on the first floor of an old factory that was revitalised by Stadtufer Cooperative. The larger aim of the cooperative is to turn the former factory site next to the Stadtbrücke in Lichtensteig overlooking a beautiful river, into a future-oriented living, working and cultural space.

As a student, I took to heart the concept of “open plan” as an essential characteristic of modern architecture. Before industrialization, people used to sleep in single-room dwellings all together. Separate rooms in worker houses became common after the development of factories and rural-to-urban migration, as historians say. Now, ironically, we are occupying an old, empty industrial building in an Alpine valley.

A creative community already has access to some of the spaces that the cooperative has rented out for private use. However, the factory has to be further developed according to regulations for “legal housing”; in Swiss standards, this is an immensely difficult task. The windows have to be replaced, the heating system needs to be renewed, new main stairs need to be added and interiors must be remodelled. It is a very ambitious and passion-led project in which the utilisation of reclaimed materials and building elements is an integral aspect in creating a sustainable, affordable, and provisional solution. Most of the interior parts of the factory were assembled with reused materials from the cooperative's own resources and infrastructure. The cooperative has a functioning wood-construction workshop with tools as well as an expert-carpenter, Dimitrij Stockhammer, who runs the maintenance and repairs. Moreover, the cooperative's basement is filled with reclaimed building materials that have been collected since the project started. Some of the elements were given as a gift: the stand in the theatre is from Koch-Areal; the room dividers in the one of the art studios are salvaged from the factory itself and the remaining decor from a play performed in Schauspielhaus is used across the factory. Nevertheless, whilst these are short-term solutions for current usage, they could be reused again in the future.

There is enough space for 15 artists on the atelier floor. Fortunately, there was an opportunity to maximise the use of this large hall (400–450m²) without dividing the space for private use. The hall was not planned as a “hallenatelier” in the beginning. It emerged from the need to make the space compliant with fire regulations. For example, if people wanted to have separate studios, firewalls needed to be erected,

a whole, it was exempt from this requirement. This resulted in the hall being spatially and socially diverse. Without firewalls, the hall remains an open space with high ceilings, inviting social interaction and emphasising a communal atmosphere. This decision could set a precedent for the housing floor which has the potential to be 'hallenwohnen'.

In our first attempt at using the studio space as a collective, there was a clash of interests in how to use the large open hall. Some artists wanted large private spaces in the most appealing part of the room, meaning they were not concerned with being part of the larger communal organisation. Others were more interested in sharing a common space together. Unfortunately, we were unable to resolve this as the conversation was put on hold for a few months. Through this process, we learnt that it is best to define the concept of the space earlier, so everyone's voices are heard. In order to resolve this, Dimitrij and Naomi (Schapira) from the cooperative organised a series of open



workshops, titled the “Herd(s), Core, and Hartcore” workshop series. The workshops, to which I was a participant, were aimed at discussing the design of the space and to form a collective agreement on how the hall will be used.



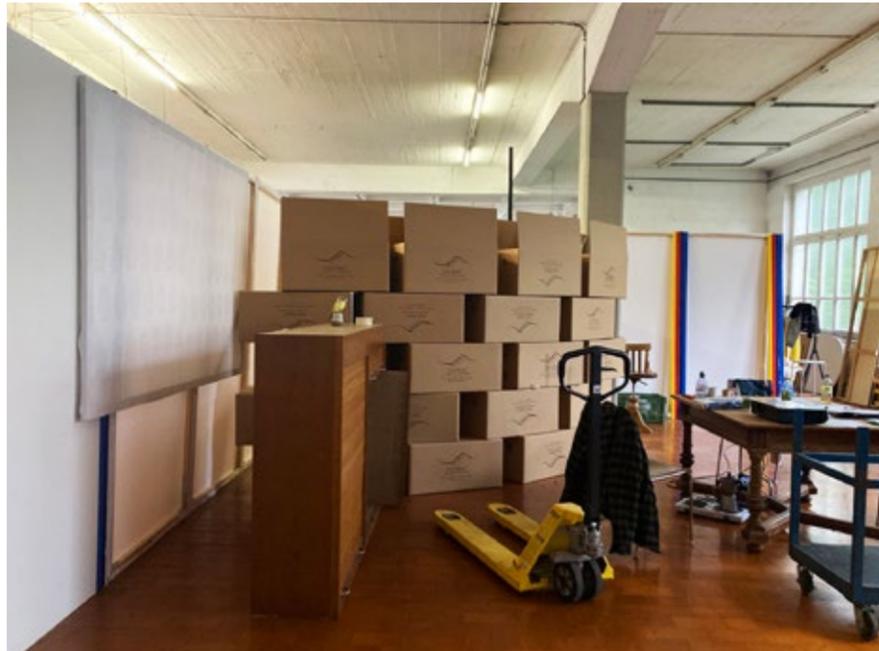
In the first “Herd(s)” workshop, we, as participants, discussed the idea of a flexible-use room with extensive common areas, which allowed us to have minimal private space in which one can temporarily live and work. Squats and “hallenwohnen” were used as reference points to talk about how people live collectively and build their spaces themselves.

The foundation of this idea comes from a basic need: the right to dwell. This also reminds me of *gecekondu*s, squatter houses built on state land in Turkey. The practice of *gecekondu*s developed from the people's own social and financial efforts to individually build their houses, which then became formalised into whole neighbourhoods. Generally, these self-initiated homes are built with whatever is at hand, like reclaimed materials from former buildings. Like *gecekondu*s, we wanted everyone in the association to build their own modular cubicle within the open plan. However, before this could happen, a kitchen – which I believe is the heart of the collective – needed to be built. The cooperative offered the salvaged materials that were in the basement. We also had access to construction tools and help from Dimitrij, a carpenter, who led the workshops as a self-builder. Soon, cupboards, sinks, and fridges from a former apartment were laid out in the room. We arranged the utilities based on the location of the water drainage pipes. It was quick, simple and effectively assembled in the end, especially as we did not have to hunt for more materials. Suddenly, a communal kitchen was created.

The following workshop, “Core”, was not an easy task because we had to decide on the size of the communal spaces. As a result of previous workshops, it turned out that in order

to finance the rent, the association needed to build some individual studios that were also transparent. In order to achieve this, we decided on a see-through wall which allowed sunlight to pass into the darker areas of the hall, meaning everyone could share the natural light that entered into the space. Creating a 20-metre-long wall was the next task for the last workshop. Plus, the participants would need to agree to found the association. In the last workshop, “Hartcore”, we constructed the wall with materials taken from the Tamedia office building in Zurich. I enjoyed the hands-on approach whilst wearing work overalls. We adjusted the wall frame, cleaned each glass that was stained from being in the storage, and filled the gaps on the wall with salvaged gypsum board. The useful feature about these elements was that they were modular and de-mountable, allowing the floorplan to be flexible for future changes. By the end of the day, the space started to feel inhabited. As mentioned in the beginning, the association is still looking for more people to be part of it.

In summary, the mixed-use architecture of the factory is very appealing: event spaces, public halls, artistic-artisanal workspaces and housing. Most importantly, the idea of inhabiting a shared, collective atelier draws me in. Beyond individual spatial needs, the project is also about creating a



community. Personally, I feel more of an urge to be part of a collective as a non-German speaking artist. Social inclusivity is very important in such community building, which I believe is becoming more difficult in a country like Switzerland that has a high cost of living which leads to more individualization. However, with cooperatives and communities such as Atelarium association, there is still hope. The experimental approach towards designing the atelier floor with reused material serves as a model for the future of the project.

Ultimately, we all want to live and grow in this factory together.



Action direct

Das Thema Re-Use und hier speziell das Wiederverwenden von Baumaterialien für den Hallenausbau, soll als persönlich erlebte und anschauliche Metapher dienen, um das Potenzial des Direkten in Bezug auf das Wohnen und die Gestaltung des eigenen Wohnumfeldes aus unterschiedlichen thematischen Richtungen zu erläutern. Die folgenden Beispiele spiegeln dabei eigene Beobachtungen wider und sind als Kommentar zu verstehen.

Wandel im Bauen und Wohnen

Die sogenannte «Bauwende» wird im deutschsprachigen Raum seit einigen Jahren als Leitbegriff für viele, aus Klimaschutz-Gründen notwendigen Änderungen im Bauwesen verwendet. Die Strukturen, die das Baugewerbe beherrschen – sei es im Bauablauf, in der Planung oder in der Gebäudebewirtschaftung, zu der auch das Ende eines Gebäudes dazugehört – erschweren jedoch das Verändern gängiger Praktiken. Dass es angesichts des Umfangs der Transformation eigentlich eher «Baurevolution» oder «Baubremse» heissen müsste, wird dabei zugunsten des positiven Grundtons von «Bauwende» aus strategischen Gründen akzeptiert.

Doch auch im Wohnen und in der breiten Vorstellung davon, wie dies funktioniert, muss ein Wandel stattfinden. Schliesslich hat die Art und Weise, wie gewohnt wird und was im gesellschaftlichen, medialen und wissenschaftlichen Diskurs als «gutes Wohnen» gilt, eine Wirkung darauf, wie zukünftige Wohnbauprojekte aussehen. Und das, auch wenn hier kapitalistische Narrative wie «die Nachfrage bestimmt das Angebot» nicht direkt anwendbar sind. Folgende Beispiele sollen das Potenzial des Direkten in Bezug auf diese beiden Themen aufzeigen.

Das Transformieren und Neucodieren des eigenen Wohnumfeldes

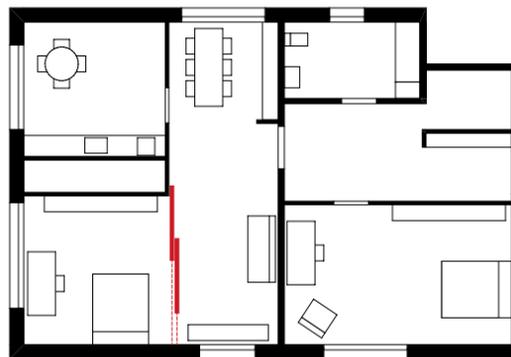
Wohnungsgrundrisse tragen stets eine gewisse Wohn- und Lebensvorstellung in sich und schreiben diese, wenn auch

unterschiedlich stark, ihren Bewohnenden vor. Diese von den Planer:innen angedachte Codierung umzudeuten, sprich die Grundrisse auf eine andere Art zu bewohnen, ist besonders bei Neubauten nicht einfach. Der hohe Baustandard und der damit verbundene Anspruch der Mieter:innen und vor allem auch der Vermieter:innen an den baulichen Zustand, bzw. den Oberflächen einer Wohnung, machen eine Personalisierung schwierig. Der quasi perfekte Zustand, in dem Wohnungen gebaut und vermietet werden, vermittelt zudem eine Stimmung der Unveränderbarkeit.¹

Findet man dennoch einen Weg, diese Einschränkung zu umgehen und seine Wohnung auf die eigenen Bedürfnisse anzupassen, eröffnet dies erhebliches Potenzial, neue Ansätze auszuprobieren, die auf konventionellem Weg nicht so einfach realisierbar wären.²

Im folgenden Beispiel konnte eine Wohnung im Rohbauzustand³ angemietet werden. Dadurch bot sich die Möglichkeit, gröbere Eingriffe vorzunehmen, als sie in einer

konventionellen Wohnung möglich gewesen wären. Durch das Einbauen einer einfach konstruierten Schiebewand konnte die Wohnung von drei bis vier, anstatt nur von zwei Personen bewohnt werden. Auch in anderen Wohnungen des Hauses haben die Mieter:innen die Wohnungen ihren individuellen Bedürfnissen und Vorlieben entsprechend angepasst und umgebaut, was dem Haus eine aussergewöhnliche Vielfalt verleiht.

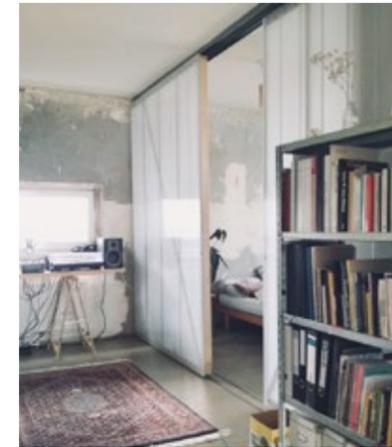


[Abb. 1 Grundriss der Wohnung mit rot eingezeichneter Umbaumassnahme]

¹ Zu einer literarischen Beschreibung der Qualität von Spuren in Oberflächen und Zeichen einer Vergangenheit siehe: Italo Calvino, Die unsichtbaren Städte, S.18-19.

² Das Hallenwohnen nimmt hier sicher eine Sonderstellung ein, ist aber aufgrund seiner Verbreitung und seiner hohen Ansprüche an die Bewohnenden in Bezug auf soziale Kapazitäten und Fähigkeiten eher als Sonderfall zu betrachten.

³ Im Rohbauzustand sind sämtliche Oberflächen einer Wohnung roh, das heisst, die Wände und Decken sind nicht oder nicht neu gestrichen und es ist kein Bodenbelag verlegt. Eine Ausnahme bilden die Nassräume.



[Abb. 2 Wohnung im vermieteten Rohbauzustand mit eingebauter Schiebewand]

Das Gewinnen von Verständnis und Wertschätzung durch eigene Erfahrung

Neben den praktischen Veränderungen, die der beschriebene Eingriff auf die konkrete Wohnbarkeit der Wohnung hatte, veränderte er auch das Wohngefühl und das Verhältnis zwischen uns als Bewohnenden und der Wohnung als Objekt. Elemente, die bis dahin unveränderbar schienen und zu denen wir ein abstraktes Verhältnis hatten, wurden formbar. Gleichzeitig erhöhte sich auch die persönliche Wertschätzung ihnen gegenüber. Diese Personalisierung der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt – hier der Bausubstanz – durch direktes «Handanlegen» kann auch dabei helfen, ein Verständnis für abstrakte Prozesse in anderen Themenbereichen zu erreichen. Die in Zürich nach wie vor gängige Praxis des Ersatzneubaus⁴ ist dafür ein spannendes und relevantes Beispiel. Baugespanne und befristete Mietverträge sind die Vorboten dieser Prozesse und wirken sich direkt und indirekt auf unser Leben und unsere Empfindung der Stadt aus. Der am Ende dieses Prozesses realisierte Neubau hat weitere tiefgreifende Folgen für die Stimmung und die Mieterschaft der Siedlung, des Quartiers und der Stadt als Ganzes.⁵

Das folgende Beispiel adressiert den dazwischen stattfindenden Akt des Abbruchs eines Gebäudes.

⁴ Als Ersatzneubau wird der Prozess bezeichnet, wenn am Standort eines abgebrochenen Gebäudes ein gleichartiges Bauwerk mit ähnlichen Dimensionen entsteht. Zur Legitimierung dieser gängigen Praxis werden verschiedene Argumente vorgebracht, die das vorrangige wirtschaftliche Interesse der Bauräger:innen in den Hintergrund rücken sollen.

⁵ Gentrifizierungsprozesse, das Wegfallen von kleineren und bezahlbaren Wohnungen und damit ein Austausch der Mieterschaft, der Verlust von Stadtbild prägenden Gebäuden und Erzeugen von grossen Mengen an nicht rezyklierbarem Abfall sind nur einige der negativen Effekte dieser Strategie.

⁶ Die privaten Bereiche des Hallenwohnprojekts im Zollhaus in Zürich sind als Rollbare Konstruktionen – sogenannte Spaces – gebaut. Ein Einblick bietet ein Bericht von modular: modular.ch/modulare-wohntuerme-mit-wechselnder-aussicht/

⁷ Der Rückbau eines Gebäudes bis auf die tragenden Strukturen wie Wände, Stützen, Decken und Fundamente wird als Kernsanierung bezeichnet.

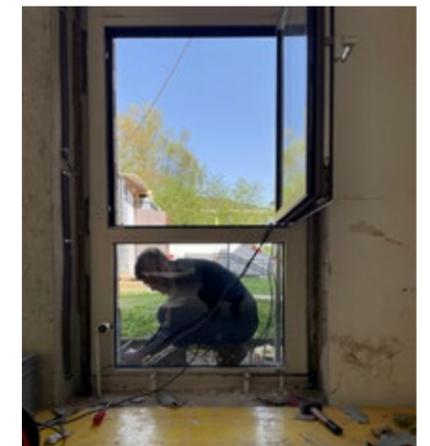
⁸ Das Konzept des „building for disassembly“ hat sich in der Baubranche noch nicht vollständig etabliert und das Ende eines Gebäudes bzw. die Lebensdauer der einzelnen Bauteile wird nicht immer mitgedacht.

⁹ Als Beispiele sind hier zahlreiche Unternehmen wie Concular, Madaster oder Cradle to Cradle NGO zu nennen, die sicher auch ihren Teil zur Wende im Bauen beitragen, aber deren Beitrag zu einer Transformation des Baugewerbes kritisch hinterfragt werden sollte.

Durch den Versuch, neue Fenster für den Umbau unseres «Spaces»⁶ in der Halle im Zollhaus aufzutreiben, begaben wir uns auf Abbruchbaustellen und konnten direkt spüren, was normalerweise hinter Bauabsperungen verborgen stattfindet. Unser sorgfältiges Ausbauen von geeigneten Fenstern aus einem Bürobau der 80er Jahre, der gleichzeitig kernsaniert⁷ wurde, machte die Radikalität des Eingriffs sichtbar und vergegenwärtigte uns einige Absurditäten: Wie unterschiedlich der Wert eines Gegenstandes, in diesem Falle des Fensters, je nach Perspektive sein kann. Wie absurd das Haus hinsichtlich seines Endes konstruiert wurde⁸ und wie viel neuwertiges Material bei einem solchen Teilabbruch anfällt – das, obwohl es sich noch in einem neuwertigen Zustand befindet, als Müll endet. Es entsteht der Eindruck, dass es immer noch einfacher ist, Material und Bauteile zu entsorgen, als die Planungs- und Bauabläufe entsprechend anzupassen.

Das Durchdringen von Strukturen durch direkte Handlung

In beiden Beispielen half die direkte Handlung, etablierte Strukturen zu umgehen und sie so erst als solche zu erkennen und zu hinterfragen. Die persönliche direkte Aktion stellt zudem eine spannende Strategie dar, sich nicht auf die Erzählweise von Bauunternehmen und Eco-Startups zu verlassen, die zwar an ähnlichen Zielen arbeiten, aber stets einer kapitalistischen Logik folgen und eher weniger zu einem freien und kreativen Denken ermutigen.⁹



[Abb. 3 Sorgfältiger Ausbau eines Fensters auf einer Abbruchbaustelle]

Sinn, Absicht oder Re-Use?



Re-use ist ein Trend, der in unserer modernen Gesellschaft zunehmend an Bedeutung gewinnt. Dieser Trend basiert auf der Idee der Nachhaltigkeit und dem bewussten Umgang mit Ressourcen. Indem wir Gegenstände wiederverwenden, statt sie wegzuworfen, reduzieren wir Müll und schonen die Umwelt. Doch Re-use ist mehr als nur eine umweltfreundliche Praxis— es ist auch ein kreativer Prozess, der unsere Neugier und unseren Erfindergeist weckt.

Der Zusammenhang zwischen Re-use und Neugier lässt sich besonders gut in der Kindheit beobachten. Kinder sind von Natur aus neugierig und haben einen spielerischen Umgang mit ihrer Umwelt. Sie sehen in alltäglichen Gegenständen oft ein Potenzial, das für Erwachsene vielleicht verborgen bleibt. Ein alter Karton wird schnell zum Raumschiff, eine leere Flasche zur Rakete. Diese kindliche Kreativität und Neugier sind die treibenden Kräfte hinter dem Prinzip des Re-use. Sie zeigen uns, dass in vermeintlich nutzlosen Dingen neues Leben steckt, wenn wir nur genau hinsehen.

Der Text bis zu diesem Absatz ist wiederverwendet, und wie die Wuselbilder oben, durch eine KI kreiert worden.

Der Text scheint mir nicht falsch, aber ziemlich generisch. Genauso die Wuselbilder, die mich auf den ersten Blick faszinieren, beim genauen Betrachten aber fragend zurücklassen, da nichts wirklich Sinn ergibt. Gleichzeitig inspirieren sie mich aber auch. Was lösen sie bei dir aus?

Deshalb: Re-Use mit Absicht, mit Sinn und mit einem Ziel. Passiert das nicht schon überall? Nein.

Ich habe Fenster aus dem Abfall gerettet und dann nie gebraucht.

Ich habe viele Dinge zum Mitnehmen auf die Strasse gestellt. Innert 30 Minuten hat jemand – ich vermute ein Messie – all die Dinge mitgenommen, so dass sie irgendwo – ich vermute erneut – ungebraucht lagern und verrotten.

Ich habe von Baustellen gerettete, massive Holzbalken verwendet, um ein Zimmer zu bauen. Juhu!

Re-Use reicht nicht

Wir verwenden Balken, Badewannen, Bretter und eine komplette Küche wieder. Wir verwenden eine alte Lagerhalle für Ateliers, Werkstatt und zum Leben. Wir retten auch mal Lebensmittel.

Die ersten Jahre wurden Dinge gebaut, gesägt, sortiert, wiederverwendet und entsorgt. Es wurden Regeln und Konzepte erstellt, wie die Halle genutzt werden darf, wie viel Platz jede:r hat.

Was fehlt?

Eine Vision, die über «Wir nutzen die Halle» hinausgeht.

Eine Vision, die folgendermassen aussehen könnte: Eine neue gemeinschaftliche Struktur aufbauen. Ein Leuchtturmprojekt für neue Raumnutzung in der Region werden. Eine lebendige Halle mit Kunst, Kultur und Vernetzung sein.

Ohne diese gemeinsame Vision wirken nun Menschen hier, die alle unterschiedlichste Visionen haben, die sich gegenseitig blockieren und demotivieren. So lebt einzig die Vision «Wir nutzen die Halle» weiter. Es werden Dinge wiederverwendet. Es ist friedlich. Und wenig passiert.

THE BEST OF THE REST

Gemüsereste ODER: (zu viel vom gleichen Gemüse)

KIMCHI*

HÄLT FAST EWIG

für fast jedes Gemüse

Gemüse in kleine Stücke schneiden, gut salzen und beiseite stellen.

Kalte Gemüsebrühe und Reismehl im Verhältnis 1:4 verrühren und kurz aufkochen. Mit viel Paprikapulver, viel Gochugan (koreanisches Chili), Knoblauch, Ingwer, etwas Sojasosse, Zucker und einem geriebenen Apfel zu einer feinen Paste pürieren.

Das eingesaltene Gemüse abspülen und mit der Paste vermengen. In ausgekochte Gläser schichten 1 Tag bei Zimmertemperatur, dann 7-10 Tage im Kühlschrank fertig fermentieren.

← ziemlich gute Reste-Rezepte

← nicht Herdtopf

← funktioniert mit allen Arten von Kohl, KOML RABBI, RANDEN, MANGOLD, ZUCCHETTI, ...

← inspiriert by Hoko

GEMÜSE SUPPE

VERWENDE Z.B. AUCH RADIES-GRÜN:

GEMÜSE KOCHEN, WÜRZEN (AUCH MIT BRÜHE) MIT KOCHWASSER PURIEREN UND MIT SAHNE VERFEINERN.

für die Sämnigkeit weichen ein paar Herdöpfele dabei sein.

← inspiriert by Anais

FURRY

LINSEN KOCHEN - GEMÜSE KOCHEN - BEIDES ZUSAMMEN IN 1 TOPF - BRÜHE DAZU - TOMATEN SÖSSE DAZU - KOKOSMILCH DAZU - LECKERE GEWÜRZE DAZU - MÜSSE DAZU - ZITRONENSAFT DAZU

MIT REIS ODER NAAN SERVIEREN

ODER EINFACH ALLES HALBWEGS KLEIN SCHNEIDEN UND MIT KNOBLAUCH UND OLIVENÖL IN DEN OFEN. (30-40 MINUTEN BEI 200 GRAD.)

PESTO GRUNDREZEPT

Das Gemüse raspeln und mit viel Öl, Hartkäse, Nüssen, etwas Knoblauch und ein wenig Salz pürieren.

fertig!

← auch für fast jedes Gemüse

← Randen besser vorher kochen

← statt Nüssen kannst du auch Kürbis- oder Sonnenblumenkerne nehmen. probiere ein Pesto aus Bio-Zitronen (Schale + Saft)

← IDEAL für das Gemüse und Grünzeug, aus dem Gemüse abo, von dem niemand weiss, was es ist (Löwenzahn?)

← inspiriert by Pade und Luna

* wenn man sehr viel vom gleichen Gemüse hat, kann man es wunderbar durch FERMENTIEREN oder in ESSIG/SALZ einlegen haltbar machen. Man kann es auch EINFRIEREN, DÖRREN oder zu SÖSSEN einkochen (zum Beispiel Tomaten)

Danke an alle, die Rezepte geschickt haben! Bussi

MAKE KNODEL NOT WAR! SEX, PESTO & ROCK 'N' ROLL @ TON, N' ROLL & ALERTA RESTEVERWERTER! PEACE & LOVE & GEMÜSE SUPPE. DU SOLIST NICHT BEGEHREN IMMER EINE FRISCHE PACKUNG AUFZUMACHEN!

ARANCINI

aus RISOTTO-RESTEN

Kannst du Knödel formen, in der Mitte eine Füllung verstecken, sie in Mehl, Ei und Paniermehl wälzen und in einem Topf voll Öl oder einer Fritteuse frittieren.

BABY BABY ES GIBT RESTE

IN ORIGINALGRÖSSE

← 12. Gebot

← GIEKOCHTEN REIS MIT GEMÜSE / TOFU / FLEISCH... IN SESAMÖL BRATEN, EIDAZU WÜRZEN, ZUM BEISPIEL MIT SOJASÖSSE, CURRY, SRIRACHA ODER WAS DIR EBEN SCHMECKT. M'JAM

← Tipp: MACHT FAST ALLES IM LEBEN BISSCHEN BESSER

← Arancini aus grosser Entfernung

BROTRESTE:

Spinatknödel:

Zuerst altes Brot in Würfel schneiden, ca. so gross:  2. Zwiebel anrösten, mit Milch aufgießen. Das dann auf das würflige Brot gießen. 3. Spinat leicht erwärmen und auch zur Brot-Milch-Zwiebel-Masse geben. 4. Eier dazu und alles gut kneten. 5. Mit Salz, Pfeffer, Kümmel und Knoblauch würzen, Käse dazu und nochmals kneten. 6. Knödel formen und 1/2 Std. kochen oder dämpfen (z.B. im Reiskocher)

← das richtige Mengenverhältnis der Zutaten

← Knödel-Katzen

← (Scheiterhaufen)

← KOMBINIERBAR

Brotauflauf herzhaft

trockenes Weissbrot - f Schneiden und Apfelscheiben abwechselnd in eine Auflaufform stecken. Mit einer Mischung aus Milch, Ei, Zimt und Zucker übergiessen 40' bei 180-200° backen. → auch lecker mit anderen Früchten und Vanillesosse!

← Süß

← trockenes Weissbrot - f schneiden und in Ziegel in eine Auflaufform stecken. Dann Schichten Gemüse oder Schinken, Käse, Schinken, Käse, Mischung aus Milch, Ei und Brühe übergiessen, mit Käse bestreuen und 40' bei 180° backen.

FÜR ALLES ANDERE

- 1) Koche alle Reste, die gekocht werden müssen. (Nudeln, Herdöpfele, Reis)
 - 2) Gib alle Reste in eine Auflaufform.
 - 3) Sollten die Reste überwiegend aus festen Bestandteilen bestehen, füge etwas Flüssigkeit hinzu, zum Beispiel Tomatensosse, Rahm oder Brühe.
 - 4) Gib deine Lieblingsgewürze und Salz dazu und mische alles gut.
 - 5) GIB GANZ VIEL KÄSE OBEN DRAUF.
 - 6) Stelle es bei 200 Grad oben und unten in den Ofen und warte bis der Käse braun ist. Fertig!
- ← MMMH! IRGENDWAS-AUFLAUF MIT KÄSE!
- ← ? ? ? ~ ~ ~ ? ~ ~ ?

CROUTON

Brot scheiben mit Knoblauch einreiben, in Würfel schneiden und in Olivenöl mit Knoblauch und Kräutern langsam bräunen

← von Anais



Text- und Bildnachweise

S. 6–7 **Michael Roth, ehemaliger Hallenlebender, Zürich West**

S. 8–9 **Pia Steidl, Bewohnerin zurwolle Zollhaus, Zürich**

S. 9–11 **Maryam Khatibi, former freefloater, zurwolle Zollhaus, Zürich**

S. 12–13 **Matthias Bärtschi, Ehemaliger Hallenleber Holzke, Mitgründer Halle Zürich West, ehemaliger Intensivnutzer Halle Zürich West**

S. 14–17 **Nicola Hilti, Luana Massaro, Christian Reutlinger, Denis Wizke**

S. 18–21 **Nina Vollbracht, Bewohnerin zurwolle Zollhaus, Zürich und Janine Umiker, ehemalige Intensivnutzerin co_werk 5, Zürich**

S. 22–25 **E. Onur Ceritoglu, Ateliernutzer, Stadtufer Lichtensteig**

S. 26–27 **Yanik Wagner, Bewohner zurwolle Zollhaus, Zürich**

S. 28–29 **Michael Roth, ehemaliger Hallenlebender, Zürich West**

S. 30–31 **Pia Steidl, Bewohnerin zurwolle Zollhaus, Zürich**

Beilage Text und Konzept: **Katharina Riedl, Bewohnerin zurwolle Zollhaus, Zürich**

Lektorat und Korrektur

Deutsch: Ariane Rippstein, Englisch: Rowena De Silva

Die Redaktion

Katharina Riedl (Bewohnerin zurwolle Zollhaus), Zürich

Luzia Vogt (ehemalige Intensivnutzerin co_werk 5), Zürich

Janine Umiker (ehemalige Intensivnutzerin co_werk 5), Zürich

Nina Vollbracht (Bewohnerin zurwolle Zollhaus), Zürich

Layout

Pia Steidl (Bewohnerin zurwolle Zollhaus), Zürich

www.pia-steidl.com

Druck

Druckerei Ropress

ropress.ch

Kontakt Daten

Kontakt für Wünsche, Bemerkungen, Kritik oder zum Mitwirken
in der nächsten Ausgabe: hallenzine@posteo.de

Kontakt für Fragen an die IG Hallenleben oder zur Unterstützung,
um eine neue Halle zu gründen: hallenleben@posteo.de

Dieses Hallenzine, sowie auch das Hallenleben an sich beinhaltet viele unentgeltliche Arbeit.

Um uns dabei zu unterstützen kannst du uns gerne einen Batzen auf das Konto schicken oder/und einen Werbebeitrag in unserem nächsten Hallenzine machen.

IG Hallenleben, Zürcher Kantonalbank

IBAN CH44 0070 0114 8086 1127 7

Die vollständigen Ausgaben der Hallenzines Nr. 1 und Nr. 2 sind als pdf
auf unserer Webseite erhältlich: ighallenleben.hotglue.me



5 CHF
5 EUR